

Vortrag, gehalten bei der Konferenz der Ausbildungsleiter (Teilkonferenz der Direktorenkonferenz Evangelische Kirchenmusik) am 19.11.2007 in Hildesheim

Gunther Martin Göttsche:

TEMPORA MUTANTUR, ET NOS MUTAMUR IN ILLIS

Gedanken zur Ausbildung junger Organisten vor dem Kirchenmusikstudium

Teil I: Problemstellung

Bei den Aufnahmeprüfungen zum Kirchenmusikstudium stellt sich – abgesehen von der zurückgehenden Zahlen deutscher Bewerber – ein sehr unterschiedliches Bild der instrumentalen Leistungsfähigkeit dar. Wirken sich die (vermeintlich) ungewissen Berufsaussichten für hauptamtliche Kirchenmusiker nicht nur auf die Quantität, sondern jetzt auch auf die Qualität der Bewerber/innen aus? Spielen unsere jungen Leute trotz unserer guten kirchenmusikalischen Infrastruktur schlechter Orgel als die Generationen vor ihnen?

Als Leiter der größten C-Ausbildungsstätte Deutschlands möchte ich einige Gedanken zur Diskussion beitragen. Unsere C-Kurse werden überwiegend von jungen Leuten besucht, zum größten Teil sind es Schülerinnen und Schüler von Gymnasien. Viele von ihnen streben nach dem Abitur ein Musikstudium an, meist Kirchen- oder Schulmusik. Ich kenne also den Typus der angehenden Kirchenmusik-Studierenden recht gut und glaube daher, dem Thema gewachsen zu sein.

Zunächst sei betont, dass es in diesem Beitrag tatsächlich nur um das Orgelspielen geht. Selbstverständlich sind andere Aspekte, insbesondere „Chorleitung“, mindestens genau so wichtig für das Berufsbild des hauptamtlichen Kirchenmusikers; da die instrumentale Leistungsfähigkeit bei der ersten Kontaktaufnahme (Aufnahmeprüfung) mit einem Ausbildungsinstitut sehr große Bedeutung hat, soll dieser Bereich hier einmal isoliert betrachtet werden.

Zeichnen wir zunächst einmal ein idealisiertes Wunschbild von der musikalischen Karriere eines jungen Organisten/einer Organistin, die er oder sie vor dem Studium durchlaufen haben könnte! Unsere/r Idealkandidat/in

- ist in einer musikalischen, kirchlich orientierten Familie aufgewachsen, dort mit Singen und Musizieren früh in Berührung gekommen
- hat mehrere Instrumente gelernt
- hat in Ensembles (Schulorchester, Posaunenchor, Kantorei.....) mitgewirkt
- hat im Familien- oder Bekanntenkreis mit Menschen zu tun, die auch Orgel spielen
- hat eine frühzeitige, mehrjährige und gute Klavierausbildung genossen, die auch mit Beginn des Orgelstudiums parallel weitergeführt wurde
- hat etwa ab dem vierzehnten Lebensjahr wöchentlich Orgelunterricht bei einem/einer professionellen Organisten/in genommen
- besitzt mehrjährige Erfahrung im gottesdienstlichen Orgelspiel auf einer kleineren Stelle

- hat C-Kurse besucht und rechtzeitig vor dem Abitur die C-Prüfung gemacht
- hat sich schon frühzeitig für das „Gesamtfeld Orgel“ interessiert, also Orgelkonzerte besucht, vielleicht Orgelfahrten oder Kurse miterlebt
- hat vielleicht schon ein wenig konzertante Erfahrungen gemacht oder bei Wettbewerben wie „Jugend musiziert“ teilgenommen
- hat als Schüler eines Gymnasiums den Leistungskurs „Musik“ belegt

Soweit also die Wunschvorstellung! Nun wird es natürlich unseren „Idealkandidaten“ oder unsere „Idealkandidatin“ in der beschriebenen Form nur sehr selten geben. In jedem der angesprochenen Bereiche können wir auf Defizite stoßen, mal mehr, mal weniger. Wie entstehen diese? Sind sie in unserer Zeit vermehrt festzustellen? Waren „wir“ früher besser? Welche Stolpersteine gibt es auf dem Weg zum Studium, welche Trübungen der Ideal-Situation können sich ergeben?

Im folgenden soll zunächst (Teil II) kurz auf allgemeine Phänomene der Musikausbildung und anschließend (Teil III) ausführlicher auf Probleme der Orgel-Ausbildung eingegangen werden.

Teil II: Phänomene der derzeitigen Musikausbildung in Deutschland

a) Familie, Singen, Musizieren

Bekannt und oft erfolglos beklagt ist die schlechter werdende musikalische Bildung von Kindern aus Familien, in denen nicht mehr gesungen oder musiziert wird. Der Trend zur „Kleinfamilie“ mit weniger Kindern vergrößert das Problem. Interessant in diesem Zusammenhang, dass unsere erfolgreichen C-Kursler fast alle mehrere Geschwister haben, dass also die – immer mehr aussterbende – Großfamilie offensichtlich zur Musikalität beiträgt.

b) Erziehung und Leistungsanforderungen

Die Generation der jetzt 18- bis 20jährigen hat diejenigen Eltern, die teilweise immer noch vom antiautoritären Erziehungsideal der „68er“ geprägt sind. Wir Instrumental-Lehrer merken das daran, dass offensichtlich Jugendliche aus anderen Kulturen (Osteuropa, Asien), mit denen wir es jetzt vermehrt zu tun haben, leistungsfähiger und – williger im Instrumentalbereich sind.

c) „Musikalische Umweltverschmutzung“ unserer Gesellschaft

Die flächendeckende Versorgung mit Musik aus dem Lautsprecher trägt zur Entwertung von Musik bei und erzieht zum Weghören.

Die Folgen sind bekannt. Sinkende Fähigkeiten des musikalischen Hörens bei Jugendlichen – und damit auch des Singens! – sind eindeutig feststellbar. Wer heute Kinderchorarbeit betreibt und auf mehrere Jahrzehnte Entwicklung zurückschauen kann, wird dies bestätigen.

d) Kirchliche Sozialisation

Der Rückgang der Präsenz kirchlichen Lebens in der multikulturellen Gesellschaft führt zu Defiziten. Wer sich in der Kirche, im Gottesdienst nicht zuhause fühlt, wird auch zum Orgelspiel ein distanzierteres Verhältnis haben.

e) Kirchenmusikalische Sozialisation in Chören und Gruppen

Die zwar schleichend, aber unaufhaltsam fortschreitende und unübersehbare Überalterung unserer typischen Kirchenchöre ist heutzutage für junge Leute ein Problem; wo sollen sie mitsingen, wenn die Kinderchor-Phase vorüber ist? In den Großstädten mag es genügend gute Chöre mit geringem Altersdurchschnitt geben, aber auf dem Land gibt es immer weniger Möglichkeiten.

f) Vielzahl anderer musikalischer Gruppenangebote im Populärmusikbereich

Das Spiel in der Schul-Bigband oder das Singen im Gospelchor ist attraktiv. Manches von dem, was im Pop-Sektor angeboten wird, ist allerdings von der musikalischen Struktur her so dürftig, dass es nicht oder wenig zur musikalischen Gesamtbildung beiträgt. Wer nur im populärmusikalischen Sektor aktiv ist, bewegt sich z.B. fast ausschließlich in geraden Taktarten; wer nur im Gospelchor singt, nutzt nur einen kleinen Bereich seines Stimmumfangs, und wer nur in der Bigband bläst, lernt nur ein schmales Segment der Musikgeschichte kennen.

g) Leistungskurse in Musik

Die Einführung der Leistungskurse an den Gymnasien hat seit einigen Jahrzehnten beachtliche Spezialisierungsmöglichkeiten mit sich gebracht, so auch auf das Fach Musik. Unübersehbar ist es aber, dass die Ergebnisse – je nach Schule und vorhandenem Personal – sehr unterschiedlich ausfallen. Eine vorsichtig formulierte Beobachtung: nicht alle Musiklehrer an höheren Schulen erfüllen im musikalisch-fachlichen Bereich professionelle Ansprüche, und nicht jeder, der einen Musik-Leistungskurs hinter sich hat, ist – vor allem im praktisch/instrumentalen Bereich deswegen automatisch ein guter Musiker.

Teil III: Orgelunterricht „vor Ort“ – einige Beobachtungen und Feststellungen

Nun hat jemand trotz aller im vorigen Teil genannten Probleme zur Orgel gefunden. Hat er oder sie in jedem Fall die Chance, bei vorhandener Begabung eine solide, allen technischen Erfordernissen entsprechende Ausbildung zu erhalten, oder gibt es hier Hemmnisse, Fallen, Stolpersteine auf dem Weg?

a) Qualität des Orgelunterrichtes

Wir sind in Deutschland bisher noch in der glücklichen Lage, eine prinzipiell flächendeckende Versorgung mit A- oder B-Kirchenmusikern sicherstellen zu können. Das bedeutet, dass jeder, der einen professionellen Orgellehrer sucht, diesen auch im näheren oder weiteren Umkreis seines Heimatortes finden kann.

Trotz allem unterrichten überall auch Hobby-Organisten, zum Teil mit abenteuerlichen Ergebnissen. Dies hat, zumindest auf dem Land, gewisse Parallelen zur Praxis der Musikvereine oder Blaskapellen: wer gerade erst ein Instrument selbst gelernt hat, wird nach kurzer Zeit als Ausbilder für die nächste Generation eingesetzt.

In unserem Kirchenkreis gibt es einen solchen „Orgel-Lehrer“, der bis zum heutigen Tag seinen Schülern beibringt, dass die Bass-Stimme etwa eines Choralsatzes gleichzeitig in der linken Hand und im Pedal zu spielen sei. Als Begründung führt er an, dass so ein durchgängiges Legato ermöglicht wird: was die Füße nicht binden können, ist dann wenigstens in der linken Hand gebunden – und umgekehrt!

Aber auch dort, wo hauptamtliche Kirchenmusiker unterrichten, ist natürlich beileibe nicht garantiert, dass der Orgelunterricht professionelle Qualität hat. Während nämlich der diplomierte Instrumentalpädagoge einen erklecklichen Studienanteil in pädagogischen und methodischen Fächern zu leisten hat, spielen diese Fächer im Katalog der meisten Kirchenmusik-Ausbildungsinstitute noch eine untergeordnete Rolle. Typisch ist auch das Fehlen geeigneter Sekundärliteratur: ein Buch über „Methodik des Orgelunterrichtes“ ist mir bisher nicht bekannt.

Das bedeutet: der A- und B-Kirchenmusiker ist – wenn er nicht ein pädagogisches Naturtalent ist – nicht unbedingt in der Lage, sein eigenes professionelles Niveau weiterzugeben!

b) „historische Spielweise“ – Pluralismus und Verwirrung

Wir erleben in der Szene des deutschen Orgelspiels z. Zt. eine sehr große Bandbreite verschiedener Spielweisen, angefangen von der Legato-Technik der Dupré-Schule bis zu extrem historisch orientierter non-legato-Spielweise. Das hat Konsequenzen für den Orgelunterricht: so gibt es bei der Dupré-Schule im Bereich „Artikulation“ nur „richtig“ oder „falsch“, sie ist also überschaubar und leicht unterrichtbar, wogegen es in der Anschlagsweise der historischen Spielweise eine unendliche Zahl von Nuancen gibt. Das Problem ist, dass die Abgrenzung „schlampigen“ Spiels von „historischer“ Spielweise nicht immer gelingt!

Als Beispiel möge das zweistimmige Spiel in einer Hand gelten: „früher“ war es klar, dass Tonrepetitionen in der einen Stimme gleichzeitig mit einer Legato-Linie in der anderen korrekt ausgeführt werden müssen – ein Prüfstein der Klaviertechnik für das unabhängige Hochheben der einzelnen Finger! Spielt man durchgängiges non-legato, verwischt sich der Unterschied zwischen den beiden Stimmen, und statt zweier verschiedener Melodielinien spielt der Schüler eine Abfolge gleich langer zweistimmiger „Griffe“.

Beispiel Pedaltechnik: „früher“ war es klar, dass eine Linie aus nebeneinander liegenden Tönen nicht einfach durch Versetzen der Fußspitze gespielt werden durfte. Vielmehr musste man eine der Legato – Pedaltechniken (stummer Wechsel, Untersetzen der Füße oder Spitze-Absatz-Technik) anwenden. – Seit wir die historische Spielweise kennen, ist aber gerade dieses „einfache“ Versetzen des Fußes auf die Nachbartaste üblich, d. h., die „schlampige“ Spielweise ist die richtige und stilistisch angemessene! Solange Schüler (und Lehrer...!) die stilistische Unterscheidung wahrnehmen und die Spielweise in Abhängigkeit von der jeweiligen Literatur variieren, ist nichts dagegen einzuwenden. Wir erleben aber leider bei vielen C- und D-Prüfungen, dass sich die Stile vermischen: ein Choralsatz zu ei-

nem Lied des 19. Jahrhunderts wird genau so in inkonsequentem Halb-Legato gespielt wie eine Pachelbel-Fuge, das „Schlampige“ wird zum Normalfall.

Die Verwirrung durch historisierende Spielweisen finden wir nicht nur im Bereich der Artikulation. Sie erstreckt sich auch auf andere Parameter, zum Beispiel die Tempoführung: „früher“ haben wir darauf geachtet, dass etwa ein Bach-Präludium in einem fließenden, gleichbleibenden Tempo gespielt wurde, auf deutsch gesagt also „im Takt“. Heutzutage ist dieses schon fast verpönt, denn wir haben jetzt ja die so genannte „sprechende Spielweise“ entdeckt und pflegen starke Verkürzungen oder Verlängerungen einzelner Takteile zum System zu erheben. Für die Schüler, denen wir dieses zu früh beibringen, verwischen sich die Grenzen zwischen dem „Normalen“ und dem „Ungewöhnlichen“ – das „unrhythmische“ wird zum Normalfall!

c) das Klavier – früher in jedem Wohnzimmer, und jetzt?

Jeder Orgellehrer weiß von der Notwendigkeit des Klavierspiels. Dass eine ausgereifte Klaviertechnik die Grundlage jeden Orgelspiels ist, wird niemand bestreiten; dass aber ein kontinuierliches Pflegen des Klavierspielens auch noch parallel zur Orgelausbildung sinnvoll ist, wird meist zuwenig gesehen, und doch hilft es nicht nur zur Verbesserung der manuellen Technik, sondern auch zur Erweiterung des musikalischen Horizontes.

Ein in unserer Zeit völlig neues Problem ist die Tatsache, dass viele junge Familien nicht mehr über ein Klavier verfügen. Moderne Keyboards sind preiswerter, brauchen weniger Platz, sind mobil und klingen mitunter gar nicht so schlecht. Das größte Handicap ist ihre Anschlagstechnik: nur die teuersten Varianten dieser Instrumente verfügen über eine gewichtete Tastenmechanik, die ein nuanzenreiches Spiel und manuelles Training ermöglicht.

d) Das Umfeld der Orgelmusik: eingeschränkte Sichtbedingungen

Als ich anfing, Orgel zu spielen, war die „Standardliteratur“ noch recht überschaubar. Wenn man Sweelinck, Scheidt, Böhm, Pachelbel, Buxtehude, Bach, Reger, Mendelssohn, Reger, Pepping und David im Notenschrank hatte, war eigentlich alles Wichtige vorhanden. Wie anders ist das heute! Die tausend Noteneditionen, die in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts auf dem Markt erschienen, haben sicherlich unser Repertoire bereichert, aber sie führen auch dazu, dass es immer schwieriger wird, das „Wesentliche“ zu erkennen und die Spreu vom Weizen zu trennen.

Übrigens trägt auch das allmähliche Wegfallen unserer Verlags- und Notenkultur beträchtlich dazu bei, dass unsere jungen Leute keinen Blick mehr für die großen Zusammenhänge der Orgelliteratur und der Musikgeschichte haben. Wenn die Orgellehrer ihre Schüler aus lauter Bequemlichkeit immer nur mit einzelnen Fotokopien versorgen, brauchen wir uns nicht nicht zu wundern, dass die jungen Organisten keine Übersicht über das wesentliche Repertoire mehr haben.

Beispiel: Eine C-Kurs-Teilnehmerin bringt zur ersten Orgelstunde eine Kopie von Bachs „Vater unser im Himmelreich“ mit. Ich freue mich: „Wie schön, du spielst ein Stück aus dem Orgelbüchlein!“ – „Nein“ – sagt sie entschieden – „das ist ein Orgelchoral von Bach!“

e) Organistenmangel – wie die jungen Organisten verheizt werden

Der allenthalben spürbare Mangel an nebenberuflichen Organisten führt dazu, dass unsere jungen Leute sehr schnell zu gottesdienstlichen Aufgaben herange-

zogen werden. Da sie in vielen Fällen von Kreis- oder Bezirkskantoren unterrichtet werden, und da in vielen Fällen diese Ausbildung überregional finanziert wird, erwartet man selbstverständlich auch, dass sie in den Gottesdiensten tätig sind. Das führt bei den Anfängern dazu, dass sie ihre Übe-Zeit ausschließlich auf das wöchentliche Gottesdienst-Pensum verwenden, drastisch gesagt: sie verbringen ihre Zeit damit, qualitativ oft genug minderwertige Choralsätze und Vorspiele zu üben, obwohl zu diesem Zeitpunkt bewährte Unterrichtsliteratur wie die „Acht kleinen Präludien und Fugen“ für Spieltechnik und Entwicklung der Musikalität wichtiger wäre.

Eine zu frühe regelmäßige Organistentätigkeit hat noch einen anderen, geradezu fatalen Aspekt: der Schüler lernt ziemlich schnell, dass im Gottesdienst das „Mittelmaß“ völlig ausreicht und dass man, wenn keine Fachleute zuhören, auch schlecht oder halb Geübtes abliefern kann. „Kein Instrument wird öffentlich so schlecht gespielt wie die Orgel“ – dieser bekannte Satz hat leider allzuviel Wahres!

So entfällt hier der Zwang zum intensiven Üben, der in vergleichbaren Situationen (etwa dem Vorspielabend einer Klavierklasse an der Musikschule) naturgemäß gegeben ist. Zu viel Lob von Pfarrern und Gemeindemitgliedern kann auch schädlich sein!

f) Nie mehr ohne Terminkalender – was unsere jungen Leute heutzutage alles leisten müssen

Während meiner Gymnasiastenzeit brauchte ich keinen Terminkalender. Die Schule ging jeden Tag von 8 bis 13 Uhr, und was man so an Nachmittags-Terminen hatte (Chorsingen, Geigenstunde, Klavierstunde...) konnte man sich gut ohne Terminkalender merken.

Wie anders ist das heute! Die komplizierten Stundenpläne der Oberstufen, die den ganzen Tag mit punktuellen Terminen überziehen, tragen ebenso zur zeitlichen Überbeanspruchung der jungen Leute bei wie die vielen Möglichkeiten, die sich im organisierten Freizeitbereich auftun und die in ihrer unüberschaubaren Vielzahl ein großes Schlaraffenland darstellen, in dem die Gefahr groß ist, sich zu verzetteln.-

Es ist bekannt, dass wir mit der Einführung der gymnasialen G8- Oberstufe neue Probleme bekommen werden. Der gleiche Unterrichtsstoff wie bisher, aber auf 8 Klassen komprimiert, bedeutet starke zeitliche Mehrbelastung der Schüler an den Nachmittagen.

Auch die sich abzeichnende Einführung der Ganztags-Schule ist – zumindest aus der Sicht der Kirchenmusik – eine ziemliche Katastrophe, denn alle Nachmittags-Aktivitäten wie Kinder- und Jugendchor oder eben Orgelunterricht oder Orgel-üben wird dadurch erheblich erschwert werden.

g) Wie ist das mit unserer Vorbild-Funktion?

Im Gespräch mit unseren C-Absolventen, die ein Kirchenmusikstudium planen, wird immer wieder deutlich: das persönliche Vorbild der „kirchenmusikalischen Bezugsperson“ (Orgellehrer, Chorleiter, Musiklehrer) spielt eine immens wichtige Rolle, deren Bedeutung phasenweise sogar die der Eltern noch übersteigt. Bei den 14- bis 18jährigen ist in vielen Fällen der Kantor oder die Kantorin vor Ort

gleichzeitig Leitbild und Bezugsperson, oft genug auch Gegenstand schwärmerischer Verehrung. Nun ist aber die in letzter Zeit vermehrt auftretende Unzufriedenheit mit dem Kantorenberuf geradezu symptomatisch – Stellenkürzungen und Budgetreduzierungen und der mancherorts komplizierte Umgang mit kirchlicher Obrigkeit führt verständlicherweise zu Frustrationserscheinungen. Ich kenne daher viele Kollegen, die aus diesem Grund ihren Schülern vom Kirchenmusikberuf abraten. Zu befürchten ist es aber, dass auf längere Sicht unsere kirchenmusikalische „Personaldecke“ so dünn wird, dass wir mit der Qualität unseres Berufsstandes irgendwann nicht mehr argumentieren können! Denn notwendigerweise sinken mit der Anzahl von Bewerbern um das Kirchenmusikstudium auch die Eingangsvoraussetzungen der Ausbildungsinstitute und damit langfristig die Qualität.

Wir sollten also – wenn wir schon Kantoren sind – zu unserer Entscheidung stehen und mit dem Jammern aufhören. Denn wir haben Beruf, der immer noch größte künstlerische Freiheit und gute Lebensperspektiven bietet, und in diesem Sinne sollten wir auch die Verpflichtung spüren, unsere Ideale weiterzugeben. Wenn wir der Ansicht sind, dass ein Orgelschüler/eine Orgelschülerin auch unter den derzeitigen, schwieriger werdenden Bedingungen mit Sicherheit für den hauptamtlichen kirchenmusikalischen Dienst geeignet ist, dann sollten wir ihm oder ihr auch dazu raten!

Teil IV: Schlussbeurteilung

Keine einfache Situation also, in der sich die Generation unserer zukünftigen Kollegen und Kolleginnen heute befindet! Unsere Jugendlichen sind eingezwängt in inner- und außerschulischen Termindruck, sie sollen sich in einer gleichermaßen multikulturellen wie unkirchlichen Gesellschaft zurechtfinden, sie sollen sich für einen Beruf mit möglicherweise ungewisser Zukunft entscheiden, sie sollen alle Anforderungen unseres medial überfrachteten Internet-Zeitalters erfüllen und trotzdem perfekte Instrumentalspieler sein, so wie wir das von uns aus unserer Schülerzeit in Erinnerung haben (falls unsere Erinnerung nicht getrübt ist...!)

Und sie haben – trotz der gewachsenen Kultur des Orgelspiels in unserem Land – mit einigen Stolpersteinen zu tun, deren Darstellung ich versucht habe.

Ich habe Hochachtung vor unseren jungen Leuten, die das alles irgendwie bewältigen und trotzdem fröhlich, motiviert und „cool“ bleiben. Ich habe den Eindruck, dass viele von ihnen, vor allem im schulischen Bereich, insgesamt tatsächlich mehr leisten müssen, als das bei mir damals der Fall war. Offensichtlich ist, dass sie es gelernt haben, kurzzeitig in einem Bereich Höchstleistungen zu erbringen (z.B. vor einer Prüfung), um diesen Bereich aber anschließend ebenso schnell wieder zu vergessen. Vermutlich können sie die vielen Anforderungen, vor die wir sie stellen, gar nicht anders bewältigen. Es ist klar, dass dieses Verfahren im Hinblick auf musikalisch-instrumentale Leistungen nur begrenzt funktioniert.

Offensichtlich scheint mir auch, dass sie – angesichts des großen „Marktes der Möglichkeiten“, die auch im musikalischen Sektor heute unser gesamtes Leben prägen, leichter in Gefahr sind, die Übersicht zu verlieren, und dass wir hier eine wichtige Erziehungsaufgabe zu leisten haben, in dem wir den Blick unserer Jugendlichen für Wesentliches schärfen.

Dass es im Ganzen weniger Kirchenmusik-Aspiranten geben wird, ist klar. Der Arbeitsmarkt wird die Nachfrage regeln. Zu hoffen bleibt, dass das Qualitätsni-

veau unsers Kirchenmusikerstandes nicht sinkt, und hier sehe ich unsere wichtigste Erziehungsaufgabe. Wenn wir künftig mit weniger Kirchenmusikern auskommen müssen, dann sollen diese nicht auch noch ein schwächeres instrumentales und musikalisches Niveau aufweisen, sondern müssen – wie in jedem anderen Musikberuf auch – höchsten Anforderungen genügen.